

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 2721. Sprechstunden: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Der Kampf um die zweijährige Dienstzeit in Frankreich.

Leipzig, 14. Juli.

1. Der Kampf um die zweijährige Dienstzeit in Frankreich ist für die Anhänger des Princips der Volkswehr viel wichtiger, als man auf den ersten Blick glauben sollte.

Das Gesetz, das in Frankreich die dreijährige Dienstzeit begründet, stammt aus dem Jahre 1889. Nun ist aber bei der allgemeinen Wehrpflicht eine dreijährige Dienstzeit überhaupt nicht strikte durchzuführen, und zwar deswegen nicht, weil bei ihrer strengen Durchführung, d. h. wenn jeder Taugliche auch wirklich zur Einstellung gelangen würde, die aktive Armee von dem Lande gar nicht mehr erhalten werden könnte. So werden z. B. in Frankreich alljährlich 225 000 Rekruten tauglich befunden, dazu kommen noch 16 000 Freiwillige. Würden alle diese Leute auf drei Jahre eingereiht, so gäbe dies an Mannschaften allein eine aktive Streitmacht von rund 720 000 Mann. Rechnet man noch die 110 000 aktiven Offiziere, Unteroffiziere und Kapitulanten hinzu, die Frankreich besitzt, so hätte Frankreich bei strenger Anwendung der dreijährigen Dienstzeit eine Armee von 880 000 Köpfen präsent. Das ist ein Land von 35 Millionen Einwohner ein solches Heer nicht ständig erhalten kann, ist klar. Auch das deutsche Reich konnte seiner Zeit die dreijährige Dienstzeit nicht strikte durchführen, sondern mußte zu dem Auswärtigen Mittel der Dispositionsurlauben, hohen Losnummern etc., greifen. In Frankreich betrug denn auch die Effektivstärke von 1899 an Mannschaften, Offizieren und Unteroffizieren 615 000 Mann, also fast um 115 000 Köpfe weniger, als sie bei strenger Innehaltung der dreijährigen Dienstzeit hätte aufweisen müssen.

Infolge des Umstandes nun, daß man in Frankreich theoretisch wohl die allgemeine dreijährige Dienstzeit festsetzte, praktisch aber eine Reihe von Ausnahmen zulassen mußte, wurde das Gesetz von 1889 im höchsten Grade unklar und verworren. Um seine Ausführung überhaupt möglich zu machen und die Rekrutierungsbeamten einigermaßen zu orientieren, mußte der Staatsrat zu dem Gesetz ein langes Verwaltungsreglement verfassen, das die Anwendungsdetails vorschrieb. Aber dieses Reglement genügte noch nicht, sondern es wurden auch noch viele ministerielle Instruktionen und diese Kommentare nötig. Der französische Militärschriftsteller, Artilleriekapitän a. D. Gaston Moeh, charakterisiert in seinem Werk Die Armee der Demokratie das Gesetz von 1889 wie folgt: „So ist es nötig, um dieses seltsame Gesetz zur Anwendung zu bringen (d. h. wenn man die Dinge auf ihre einfache Benennung zurück-

bringen will, um einen französischen Bürger zu sagen, welches seine militärischen Pflichten sind) außer dem Gesetz selbst und den Rundschreiben, die ihm folgten, ein Reglement, das einen großen Oktavband bildet, und mehr als ein oder zwei noch voluminösere Kommentare nachzusehen! Das ist aber noch nicht alles: Infolge der vielen Änderungen der Interpretation ist es nötig geworden, schon verschiedene Teile dieses unglückseligen Gesetzes abzuändern, das in sieben Jahren nunmehr zwölf gesetzliche Änderungen erfahren hat.“

Wie steht es nun mit der tatsächlichen Durchführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich? Hierüber giebt Moeh in seinem oben genannten Werk nachstehende interessante Auskunft: „Bereits im ersten Jahre (1890) wurden 39 von 100 der jungen Soldaten nur auf ein Jahr eingestellt, ein kleinerer Teil der anderen (Zurückgestellten) diente übrigens nur zwei Jahre. In der Infanterie erreichte das Verhältnis der ein Jahr dienenden Soldaten 41 vom 100. Im Jahre 1894 war es noch ärger. Die Soldaten, die nur ein Jahr dienten, bildeten 45 vom 100 des Kontingents. Im Jahre 1895 ging man weniger verschwendlich mit den Dispensten um; aber es gab noch immer 29 vom 100 ein Jahr dienender Soldaten. Im Jahre 1896 war das Verhältnis 30 vom 100.“

Man sieht, daß die dreijährige aktive Dienstzeit in Frankreich für einen großen Teil der Mannschaften nur auf dem Papier steht. Dieser angerechneten Wirtschaft würde aber mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit ein Ende gemacht werden, denn hier können sämtliche Taugliche auf zwei Jahre zur Einstellung gelangen. Und zwar soll es hier nicht nur bei der Möglichkeit bleiben, sondern es besteht in Frankreich auch die Absicht, die zweijährige Dienstzeit ohne Ausnahme anzuwenden. Ja man ist jenseits der Vogesen dazu sogar gezwungen, denn bei zweijähriger Dienstzeit kann Frankreich, das, wie bemerkt, im Jahre nur 225 000 taugliche Rekruten und 16 000 Freiwillige zur Verfügung hat, eine der deutschen aktiven Armee gleich starke aktive Streitmacht nur dann aufstellen, wenn es jeden Tauglichen einreihet.

Nun gehören aber jene Soldaten, welche nach dem Gesetz von 1889 mit einjähriger Dienstzeit durchkommen, in erster Linie den bestehenden Klassen an. Wird also die zweijährige Dienstzeit eingeführt, so müssen, da in Frankreich das Institut der Einjährig-Freiwilligen nicht besteht, die Söhne der genannten Klassen um ein Jahr länger dienen, als bisher. Die Konsequenz wird darin bestehen, daß die bestehenden Klassen an der zweijährigen Dienstzeit sehr bald genug haben und sich nach ihrer ausgiebigen Verkürzung sehnen werden. Diese Sehnsucht aber kann, da es sich um jene Klassen handelt, die das Heft der Gesetzgebung

in der Hand haben, sehr leicht die Einführung der Miliz veranlassen. So meinen wenigstens verschiedene französische Militärschriftsteller, die ein sachkundiges Urteil haben. Auch der Widerstand, den etliche Generale gegen die zweijährige Präsenz leisten, spricht sehr dafür; denn vom rein zunftmilitärischen Standpunkt aus müßten alle französischen Offiziere die Einführung der zweijährigen Dienstzeit begrüßen, weil erst durch sie alle Rekruten auf zwei Jahre in die Kaserne gesteckt werden, während jetzt, wie erwähnt, 30 bis 45 Prozent nur ein Jahr präsent bleiben. Es muß also bei dem Lärm, den die Gallier und Konferten erheben, ein anderes Moment mitspielen und dies ist zweifellos die Befürchtung, daß durch die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit die Einführung der Miliz bedenklich nahegerückt wird. Und eine solche wäre dem Gros der französischen Offiziere wie allen Offizieren eines stehenden Heeres ein Greuel. In einem Lande, dessen Wehrmacht als Miliz organisiert ist, spielt der Offizier eine geringere Rolle, als wo ein stehendes Heer ist. Außerdem kann ein Land, das eine Miliz hat, keine leichtfertigen Kriege vom Baume brechen. Der Berufsbeamte aber braucht Kriege, um Advancement und Orden einzubekommen. Endlich kommt speziell in Frankreich noch der Umstand hinzu, daß hier die Republik erst dann feststeht, wenn das stehende Heer durch eine Volkswehr ersetzt ist. Republik und stehendes Heer sind ja zwei Einrichtungen, die gar nicht zusammenpassen. Sehr viele französische Offiziere dürften sich aber im Geheimen nach einer Monarchie sehnen, denn die Monarchie bietet dem Offizier immer eine bessere Stellung als die Republik. Namentlich gewährt sie Orden in Hülle und Fülle, und auf die Generale regnet sie Adelstitel hernieder.

Setzt nun, Frankreich läme in mehreren Jahren wirklich zur Einführung der Miliz, so wäre dies auch für Deutschland, ja ganz Europa von unendlicher Tragweite. Ueber kurz oder lang müßte das deutsche Reich folgen. Vor allem wäre dann das Annemmärchen vom „Erbfeind“, der hinter den Vogesen lauert, wann er den armen Michel überfallen könne, nicht mehr aufrecht zu erhalten und seiner würde sich beim Vergleich der Militärausgaben Frankreichs und Deutschlands ein solcher Unterschied zu unsern Ungunsten ergeben, daß der deutsche Philister endlich doch die Gebuld verlieren dürfte.

Politische Uebersicht.

Eine taktische Wendung?

In der Taktik der Zollwahrer scheint sich eine Wendung vorzubereiten. Das Organ des Centralverbandes deutscher Industrieller, die Deutsche Industriezeitung, läßt sich vernehmen:

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

Trude weinte. „Ich hab mich nicht rumjetrieben, Mutter! So wahr wie ich lebe!“

„Wasch dir zu Vater!“

„So frag doch bloß den Chef, Mutter! Ich hab doch bloß hin!“

„Nu sag mal! Du bist wohl reene verrückt?! Wo kannst du mir so die Zeit verrennen for nischit un wieder nischit?! Ich weess, wat ich weess — biste noch nie um elwe jekommen, was?!“

„Da war ich noch mit 'ner Kollegin spazieren gegangen. Man hat so 'ne Sehnsucht nach 'n Endchen frische Luft!“

„Manu, hab ik denn da en Wort über verloren? Aber um zwölve zu kommen, ein aus 'n bestien Schlaf rauszutrommeln, det is denn doch zu ausverschämt. De brauchst jek noch zu heulen! Heul nachher, wenn de Deine Mantelschelle von Vatern weg hast!“

„Klaub mir doch, Mutter!“ Es klang wie ein Aufschrei.

Frau Reschke lachte zornig. Mine hörte das Zuschmettern der Gasthür und dann in der guten Stube ein dumpfes Durcheinander von Herrn und Frau Reschkes Stimmen. Auch Elli piepte dazwischen. Von Trude keinen Laut; sie verteidigte sich nicht mehr.

„Gaste gehört?“ flüsterete Bertha, die auch erwacht war, und stieß Mine fichernd in die Seite. „Die nehmen de Krude ordentlich vor!“

Von Gretes Strohsack her kam ein tiefer Seufzer. „Schlaf doch, Grete,“ ermahnte Mine. „Warum schläffst denn nicht?“

„Ich — graule — mir so,“ ächzte das unglückliche Kind.

Als Bertha längst wieder tief atmete, und auch Mine die schweren Lider zugefallen waren, weinte Grete noch leise.

Das war Mines letzte Nacht im Keller; ihr und Berthas Abschied am anderen Tag vom Reschkeschen Brüntram war kein allzu herzlicher. Nicht nur, daß Frau Reschke ihnen täglich zwanzig Pfennige Schlafgeld und dreißig Pfennige Kostgeld pro Person berechnet und Mine einen Haufen Arbeit aufgebürdet hatte, jetzt verlangte sie auch noch von jeder drei Mark — „für ihre Bemühungen“, wie sie sagte.

Als Mine Opposition machen wollte — hatte sie sich nicht allein drüben beim Destillateur vermietet, die Tante hatte keinen Finger darum geregt — hob Herr Reschke, der gerade mit einer Siebkanne das wolkende Gemüße übergoß, diese drohend in die Höhe. „Wozu weilt De de Nichte bist, thut se's vor dreie, sonst kost's viere; aber wenn De nich de Schnauze hältst, denn —“

Bertha brachte durch Puffen und auf den Fuß treten die Erregte zum Schweigen. Sie zeigte die freundlichste Mine beim Abschied; aber als sie mit Mine die Kellertreppe hinauf stieg, drehte sie sich oben noch einmal um und verzog ihr hübsches Gesicht zu einer häßlichen Grimasse.

VI.

Nun diente Mine schon die zweite Woche in der Destillation. So nah es war, sie hatte noch nicht einmal Zeit gefunden, zu den Verwandten herüber zu gehen; sie hatte auch keine Lust dazu. Ihr Herz schickte sie in

einen anderen Brüntram auf der Kirchbachstraße, dessen Besitzer ein guter Kunde von ihm war.

Eines Abends klopfte es leise an die Hinterthür der Küche; als Mine öffnete, erstaunte sie sehr, Elli draußert zu finden. Vorsichtig spähend, schlüpfte die Kleine herein.

„Is der Olle nich da?“

„Wer? Der Herr?“

„Er soll mir nich sehen, der olle Schnapsphanticher! Mutter schickt mir, Du sollst bei uns kaufen kommen!“

„Ich kann doch nich,“ sagte Mine. „Ich muß doch gehen, wohin der Herr mer schickt.“

„Jawoll!“ Elli lachte pfliffig. „Na, ich hab's Dich bestellt von Mutter. Komm man ja morgen, sonst kriegste Mordskrach.“

Echon war sie wieder fort; Mine lief ihr nach und schrie hinter ihr drein: „Was macht denn de Grete?“

Elli drehte sich noch einmal flüchtig um und suchte die Achseln:

„Was jehst mir das an? Ich weess nich!“

Mine ärgerte sich über das freche Ding; sie hatte eine förmliche Sehnsucht nach der stummen Grete, viel mehr wie nach Bertha. Die hatte sie mehrmals, als sie den Laden legte, drüben auf der anderen Straßenseite vorbeilängeln sehen, das jüngste Kind von Hauptmanns an der Hand. Sie schien sehr vergnügt und drehte den Kopf hin und her; nur nach der Destillation fandte sie keinen Blick.

Nun hoffte Mine auf den Sonntag; da hatte sie Ausgang und wollte die Freundin auffuchen, vielleicht, daß sie miteinander einen schönen Spaziergang machten. Sie freute sich darauf und konnte die Nacht von Sonntagabend auf Sonntag vor Aufregung kaum ein Auge zuthun.

Sie warf sich ruhelos in dem eisernen Klappbett,